

Sommeruniversität gegen Antisemitismus

Vom 4. bis 6. September 2006 veranstaltete das Zentrum für Antisemitismusforschung in Berlin die erste *Sommeruniversität gegen Antisemitismus*. Unter den über 160 Teilnehmern waren Lehrer, Hochschullehrer und Studenten, Angestellte von Gedenkstätten und Museen, Gewerkschaftler, Journalisten, Sozialarbeiter und Mitarbeiter zivilgesellschaftlicher Projekte. Ziel der Sommeruniversität war, das kognitive Wissen über das Problem der Judenfeindschaft zu vermitteln und durch die Analyse von Vorurteilen, tradierten stereotypen Vorstellungen und historischer Entwicklung, insbesondere aber aktueller Erscheinungsformen, die argumentative Kompetenz der Teilnehmer in der täglichen Konfrontation mit Antisemitismus zu stärken. Die Vorlesungen vermittelten unter anderem die Geschichte des Antisemitismus seit dem 18. Jh. (*Werner Bergmann*), einen Überblick über Definition und Formen, Verbreitung und Motive von Judenfeindschaft (*Wolfgang Benz*) sowie historische und gegenwärtige Aspekte religiöser Judenfeindschaft (*Johannes Heil*). Gut besucht waren auch die Vorlesungen zum Problemfeld Nahostkonflikt, Israelkritik und Antisemitismus (*Peter Widmann*) und zu Fragen des aktuellen Antisemitismus in Europa (*Juliane Wetzel*). In den Workshops wurden Teilprobleme behandelt, etwa das spezifisch deutsche Phänomen des Schuldabwehr-Antisemitismus (*Werner Bergmann*), didaktische Ansätze und Probleme bei der Behandlung des Themas im Unterricht (*Isabel Enzenbach*), der islamistische Judentumshass im Internet (*Juliane Wetzel*) und der Philosemitismus (*Claudia Curio*). Bei einer abendlichen Besichtigung des Denkmals für die ermordeten Juden Europas bot sich die Gelegenheit, Informationen zu Erfahrungen mit Problemen der Gedenkarbeit zu erhalten. *Gideon Joffe*, Jüdische Gemeinde Berlin, sprach über die Frage der Normalität jüdischer Existenz in Deutschland 61 Jahre nach Kriegsende. Den Abschluß der Sommeruniversität bildete eine Podiumsdiskussion mit *Kathrin Meyer* (Antisemitismussachverständige beim *Office for Democratic Institutions and Human Rights* der

OSZE), Jörg Raupach (Oberstaatsanwalt und Abteilungsleiter der Abteilung 11 der Staatsanwaltschaft Berlin), Peter Faust (Vorsitzender Richter am Landgericht; Vorsitzender des Landesverbandes Berlin des Deutschen Richterbundes e. V.) und Kriminaloberrat Klaus Gäth (Dezernatsleiter in der Abteilung Staatsschutz des Landeskriminalamtes Berlin). Die Sachverständigen diskutierten über Möglichkeiten von Prävention, Bekämpfung und Ahndung von antisemitischen Straftaten. – Aufgrund der großen Nachfrage ist die Sommeruniversität als regelmäßige jährliche Veranstaltung geplant.

Claudia Curio, Berlin

*„Wir haben gebaut, wir bleiben.“
Einweihung der neuen Hauptsynagoge in München*

Am 9. November 2006 wurde am Jakobsplatz in München ein Jüdisches Zentrum eröffnet. Glanzvoller Höhepunkt war die Einweihung der *Ohel-Jakob-Synagoge* (Zelt Jakobs). In München leben heute über 9000 Juden. Damit ist die Israelitische Kultusgemeinde München und Oberbayern durch die Zuwanderung aus den GUS-Staaten binnen sechzehn Jahren zur zweitgrößten Gemeinde in Deutschland geworden. München hat eine rund achthundertjährige Beziehung zu Juden – einschließlich einer beinahe dreihundertjährigen Vertreibung zwischen 1442 und ca. 1750.

Den Traum, ihre Gemeindemitglieder wieder an einen würdigen Ort zu bringen, hatte Charlotte Knobloch, Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde, seit ihrem Amtsantritt im Jahre 1985. Doch es bedurfte vierzehn Jahre Geduld, Verhandlungsgeschick und eines Umbruchs in der politischen Großwetterlage, um ihren Traum wahrwerden zu lassen. 1999 beschloß der Stadtrat, der Israelitischen Kultusgemeinde ein seit Ende des Zweiten Weltkriegs brachliegendes Gelände zur Bebauung zu überlassen. Charlotte Knobloch, geb. 1932 und seit 2006 Präsidentin des Zentralrats der Juden in Deutschland, kann sich noch an die prächtige Hauptsynagoge, einst die drittgrößte Deutschlands, und das Gemeindezentrum erinnern. Beide waren im Sommer 1938 auf persönliche Intervention Adolf Hitlers verlorengegangen. Künftig wird der 9. November in München nicht mehr

nur mit der Erinnerung an die „Kristallnacht“, die am 9. November 1938 von Joseph Goebbels im Alten Rathausaal der Stadt München proklamiert worden war, und die Zerstörung von rund 1400 Synagogen, verbunden sein. Nun rückt die Einweihung eines der innovativsten und formschönsten Synagogenneubauten in Europa in den Mittelpunkt. Als am 9. November 2006 die Torarollen in die neue Synagoge überführt wurden, nahmen viele Münchner Bürger Anteil. Am anschließenden Empfang im jüdischen Gemeindezentrum nahmen 1200 Gäste teil, auch Ex-Münchner, die vertrieben worden waren. Charlotte Knobloch hatte bei der Grundsteinlegung am 9. November 2003 schon davon gesprochen, sich wieder *ganz zuhause angekommen* zu fühlen. Dieses Gefühl bekräftigte sie beim Festakt erneut, indem sie von ihrer „Heimatstadt München“ und ihrem „Heimatland Deutschland“ sprach: *„Wer ein Haus errichtet, schenkt künftigen Generationen eine Heimstatt. So auch wir. Wir haben gebaut, wir bleiben.“*

An das Verankertsein hatten Juden in München in der Vergangenheit immer wieder geglaubt. Ganz sicher schon im Jahr 1887, als die liberal orientierte Hauptsynagoge im romanischen Stil in Anwesenheit von Mitgliedern des Königshauses eingeweiht worden war, kaum weniger im Jahr 1892 bei der Einweihung der orthodoxen *Ohel-Jakob-Synagoge* und sogar noch 1931 bei der Einweihung der Synagoge an der Reichenbachstraße. Und wer hätte vergessen, daß eine rechtsradikale Terrorzelle gerade noch rechtzeitig ausgehoben werden konnte, bevor sie am 9. November 2006 einen Anschlag auf die Grundsteinlegung hätte verüben können. Was Charlotte Knoblochs Optimismus jedoch Nachdruck verleiht, ist die Resonanz der Öffentlichkeit. Zum „Tag der Begegnung“ kamen an die 15 000 Besucher. Stundenlang harhten viele trotz Regen und Kälte geduldig im Freien aus, um einen Blick in die Synagoge zu erhaschen. Manche berührten andächtig die Sockelfassade aus Muschelkalk, weil sie an die Struktur der Klagemauer erinnert. Manche kommen zu verschiedenen Tageszeiten wieder, um das Spiel der Wolken und des Lichts in der filigranen Glas- und Netz-Anmutung des Dachkubus, der an den mobilen Charakter des Stiftszeltes erinnern soll, zu bewundern.

Ein unterirdischer „Gang der Erinnerung“ zwischen der neuen Synagoge und dem Gemeindezentrum birgt eine 32 Meter lange Installation mit den Namen von rund viereinhalbtausend jüdischen Bürgern, die aus München deportiert und ermordet wurden. An der gegenüberliegenden Wand führt ein Spruchband zum zentralen Gedenken an sechs Millionen jüdische

Opfer. Von da aus steigt man hinauf in den Synagogenraum, passiert den Grundstein vom 9. November 2003 und die Grundsteinbüchse von 1887 aus der bereits im Sommer 1938 dem Erdboden gleichgemachten Hauptsynagoge. Und dann liest man im Vorraum den Spruch aus dem 4. Buch Mose 24,5: „*Ma tovu ohalecha Jaakov mischkenotecha Israel*“ – „*Wie schön sind deine Zelte, Jakob, und deine Heimstätten, Israel*“ – und fühlt sich zuhause.

Ellen Presser, München

Gekürzt aus „Tachles. Jüdisches Wochenmagazin“ (Zürich), Nr. 46, 17.11.2006, S. 32/33.

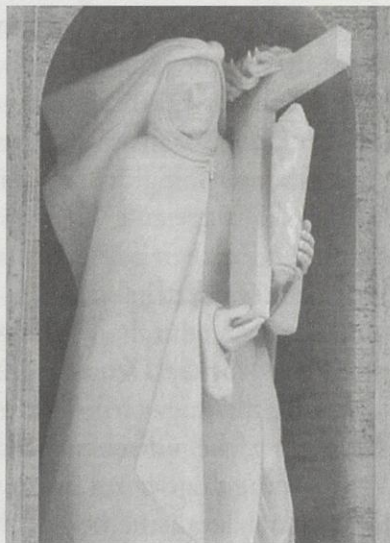
Jüdische und christliche Symbolik unglücklich vermischt

Die neue Edith-Stein-Statue am Petersdom

Am 11. Oktober 2006, nach der Generalaudienz auf dem Petersplatz in Rom, weihte Papst Benedikt XVI. eine Statue von Edith Stein, die als Jüdin 1891 in Breslau geboren und am 9. August 1942 im Konzentrationslager Auschwitz ermordet wurde. Die Statue füllt eine der letzten freien Außen-nischen an der Westfassade des Petersdoms. Edith Stein, mit „*summa cum laude*“ bei dem Philosophen Edmund Husserl promoviert, konvertierte zum Christentum und empfing am 1. Januar 1922 die Taufe. Im Oktober 1933 trat sie als Karmelitin in das Kölner Kloster ein und erhielt den Namen Teresia Benedicta a Cruce („die vom Kreuz Gesegnete“); dieser Name steht auch auf dem Sockel der Statue. Zu verdanken ist die aus Carrara-Marmor geschlagene Statue der Initiative des Kölner Erzbischofs, Joachim Kardinal Meisner, geborener Breslauer wie Edith Stein.

Die persönliche Integrität Edith Steins und ihr Recht auf Konversion zum Christentum sind unbestritten, ihre Selig- (1987) und Heiligsprechung (1998) ist aber ein für Juden und Christen gleichermaßen höchst mißverständliches Zeichen – und für das Verhältnis zwischen Juden und Christen durchaus prekär. Edith Stein wurde ja nicht in Auschwitz ermordet, weil sie Christin war. Sie wurde vergast, weil sie Jüdin war, nicht wegen ihres Glaubens, „nicht wegen, sondern trotz ihrer Taufe“ (vgl. Elias H. Füllenbach, *Die Heiligsprechung Edith Steins*, FrRu 6[1999]3–20, hier 15). Vor einer Vereinnahmung Edith Steins als christliche Märtyrerin ist angesichts ihrer

Selig- und Heiligsprechung immer wieder nachdrücklich gewarnt worden. Die neue Statue leistet keinen Beitrag, diese Irritationen zu mindern oder gar abzubauen – im Gegenteil. Als die Statue enthüllt wird, ist der Schreck und das Unverständnis – nicht nur unter den jüdischen Anwesenden – groß, sieht man doch Edith Stein, wie sie mit beiden Händen eine Torarolle und – dahinter – ein Kreuz hält. Das Kreuz, dem als weiteres christliches Symbol die Dornenkrone beigefügt ist, überragt die Torarolle, auf der in hebräischen Buchstaben „Schema Jisrael“ steht. Mit dieser Kombination von Tora und Kreuz entsteht eine – wie Rabbiner Homolka mit Recht kritisiert – „unerträgliche Vermischung“ jüdischer und christlicher Symbolik, und der Vorwurf christlicher Vereinnahmung der Schoa liegt nahe. Wie soll die Heilige „für Beides“ stehen, wie der Künstler ausdrücklich betont: für Judentum *und* Christentum, in Torarolle und Kreuz symbolisiert, wo sie sich durch ihre Konversion zum Christentum doch bewußt vom jüdischen Glauben abgewandt hat! Dem jüdischen Betrachter zeigt sich Edith Stein als Figur christlicher Vereinnahmung des Judentums.



Die Kreuzesmystik und Sühnespiritualität der Karmelitin Edith Stein erheischen vor ihrem Lebenszeugnis größten Respekt; sie sind und bleiben aber nur binnenchristlich verständlich. Der millionenfache Tod in der Schoa bekommt dadurch keinen Sinn. Die theologische Frage, wo Gott angesichts von Auschwitz war, und die für Christen noch drängendere Frage, wo *sie* denn waren, wird durch die Statue verharmlost und sediert. Wird das Kreuz mit der Tora-Rolle kombiniert – und dann auch noch so, daß das Kreuz die Tora überragt –, erinnert dies fatal an die aus der christlichen Theologie, Kunst und Praxis bekannte Siegerpose der Ekklesia über die Synagoga und an den jahrhundertelang in der Kirche gepflegten Antijudaismus, ohne den „die nationalsozialistische Ideologie keinen Bestand hätte finden und nicht hätte verwirklicht werden können“ (DABRU EMET, These 5). Nebenbei zu fragen ist, wer den Künstler in der Wahl der Symbolik so schlecht beraten hat?!

Edith Stein hätte diese Mißdeutung ihres Lebens und Werks nicht gebilligt, hat sie doch bereits im April 1933 Papst Pius XI. in einem Brief auf den „Judenhaß“ und den begonnenen „Vernichtungskampf“ gegen die Juden in Deutschland aufmerksam gemacht (vgl. FrRu 10[2003]162–175). Hat der Papst, haben die Christen auf ihre und andere warnende Stimmen gehört? Vergeblich hat Edith Stein eine päpstliche Enzyklika gegen den Judenhaß des Nationalsozialismus gefordert. Die Statue wird Edith Stein nicht gerecht. In ihrer mißglückten Symbolik wirft sie angesichts der Schoa unwillkürlich die Frage auf: Wie war es möglich, daß so viele Christen, für die das Kreuz *das* Zeichen ihres Glaubens ist, geschwiegen und die Vernichtung der Juden unterstützt haben? Was hat die Amtskirche getan, um die Vernichtung der Juden durch die Nationalsozialisten zu verhindern? Die in der Statue ausgedrückte Deutung der Person und des Lebenszeugnisses Edith Steins ist theologisch höchst mißverständlich und Grund für Kritik. Die Verletzung, die jüdischen Gästen durch das Protokoll dieser Zeremonie im Vatikan zugefügt worden ist, kann nur bedauert werden. Die Hoffnung bleibt, daß daraus keine nachhaltige Störung des Dialogs zwischen Juden und Katholiken erwächst.

Heinz-Günther Schöttler, Bamberg

In memoriam

Theodor „Teddy“ Kollek (1911–2007)

Eine Askara

Am 2. Januar 2007 verlor Jerusalem, Israel und die Welt einen guten Menschen und wir einen guten Freund, den berühmten Bürgermeister von Jerusalem Teddy Kollek. Er wurde 1911 als Österreicher, der er immer blieb, in einem Dorf bei Budapest geboren. 1935 kam er nach Erez Israel und lebte erst im Kibbuz Ein Gev am See Genezareth. 1965 wurde er Oberbürgermeister von Jerusalem. Alle nannten ihn „Teddy“ und – er war mehr als ein Bürgermeister. Er war ein Vater, der sich wirklich um alles kümmerte. In den siebziger Jahren erlebten wir das sehr handgreiflich, als er begann, die Altstadt zu sanieren. Bis dahin wurde der Müll mit Eseln und Säcken sehr „stil-